

Taugt die Hoffnung auf Reformen?

FAMILIENSYNODE. Welchen Wert haben Lebensrealitäten bei den Beratungen der Bischöfe in Rom? Was sagt es über die Bedeutung einer Synode, wenn am Ende doch der Papst allein entscheidet? Wie bildet er sich sein Urteil? Was steht ökumenisch auf dem Spiel? Professoren der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster haben sich an einem Studientag im Vorfeld der Synode mit diesen Fragen befasst.

Seit Monaten schlagen die Diskussionen über Ehe und Familie in der katholischen Kirche hohe Wellen. Mit Spannung wird weltweit die Familiensynode im Vatikan verfolgt. Doch taugen die Hoffnungen, die viele in die Bischofssynode setzen, für eine Reform? Das ist die wohl alles entscheidende Frage.

» Nach Einschätzung von Marianne Heimbach-Steins ist die katholische Kirche noch weit davon entfernt, Lehre und Lebenswirklichkeit einander anzunähern.

Kulturvielfalt respektieren

Sozialethikerin Marianne Heimbach-Steins und Religionspädagogin Judith Könemann von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster äußerten sich verhalten. »Ich weiß nicht, was dabei herauskommt«, erklärte Judith Könemann, »aber hinter die außerordentliche Synode im vergangenen Herbst wird man nicht mehr zurückgehen können.«

Positiv bewerteten die beiden Professorinnen die Veränderungen des Tons und des Umgangsstils im Verlauf des bisherigen Prozesses, die Einbeziehung von Laien und die Wahrnehmung der Wirklichkeit. »Das wird mittel- bis langfristig Wirkung entfalten, selbst wenn die Ergebnisse der kommenden Synode nicht viel anders ausfallen als bisherige Stellungnahmen«, sagte Könemann.

Nach Einschätzung von Marianne Heimbach-Steins aber ist die katholische Kirche noch weit davon entfernt, Lehre und Lebenswirklichkeit einander anzunähern. Mit Blick auf die Probleme von Familien würden viele Realitäten kaum oder gar nicht wahrgenommen, etwa Probleme durch Arbeit, Migration, Diskriminierungen und eine fehlende Sozialpolitik.

Auch mit Blick auf homosexuelle Menschen zeige die Kirche eine »Schiefelage«: Sie wolle einerseits keinen Diskriminierungs-Vorwurf ausgesetzt sein und zeige erste Schritte der Anerkennung, rücke zugleich aber nicht von der Abwertung dieser sexu-

ellen Orientierung ab. Stattdessen solle der »bisher kaum gewürdigte« Beitrag alternativer Partnerschaften für Kirche und Gesellschaft ausgelotet werden. Dieses »Autoritätsargument« sei theologisch und ethisch anfechtbar und führe immer wieder zum Abbruch der Debatte.

Judith Könemann setzte zumindest darauf, dass die Familiensynode der Vielgestaltigkeit der katholischen Welt Rechnung tragen und eine Verständigung im Einklang mit den verschiedenen kulturellen Gegebenheiten, Ungleichzeitigkeiten und Entwicklungen finden wird. »Ortskirchliche Lösungen sind erforderlich«, fordert die Theologin.

Rolle und Macht des Papstes

Glaubt man allerdings Kirchenrechtler Thomas Schüller, dann sendet Papst Franziskus bisher unterschiedliche Signale aus und legt eine »Ambivalenz des Sprachverhaltens« an den Tag. »Es geht im Vatikan weiter drunter und drüber«, kritisierte Schüller. Zur Offenheit, die Franziskus im vergangenen Herbst von der Familiensynode gefordert habe, passt nach Ansicht des Kirchenrechts-Experten nicht, was der Papst damals in seiner Schlussrede zu seiner Rolle gesagt hat. Schüller erläu-



Die »Schieflage« mit Blick auf Homosexuelle: Die Kirche will nicht dem Diskriminierungs-Vorwurf ausgesetzt sein, rückt aber nicht von der Abwertung dieser sexuellen Orientierung ab.

Prof. Dr. Marianne Heimbach-Steins



Der Papst kann kirchenrechtlich zwar den Synodalen Entscheidungsgewalt übertragen, aber davon hat noch kein Papst Gebrauch gemacht.

Prof. Dr. Thomas Schüller



Ich setze zumindest darauf, dass die Synode der Vielgestaltigkeit der katholischen Welt Rechnung trägt. Ortskirchliche Lösungen sind erforderlich.

Prof. Dr. Judith Könnemann

terte: »Franziskus hat dort verdeutlicht, dass es keine Frage ist, bei wem letztlich die Macht liegt: Der Papst ist Diener der Diener Gottes und Garant des Gehorsams sowie oberster Hirte und Lehrer der Gläubigen und genießt als solcher Vorrang. Deutlicher kann man seinen Mitbrüdern nicht mitteilen, dass am Ende allein der Papst entscheidet.«

Nach Ansicht des Kirchenrechtlers ist genau diese Grundstruktur der Bischofssynode eingewebt, und das im Gegensatz zum Zweiten Vatikanischen Konzil, das die Beteiligung der Bischöfe an der Leitung der universalen Kirche betont hatte. Doch als die Bischofssynode vor 50 Jahren, am 15. September 1965, ins Leben gerufen und institutionalisiert wurde, habe Papst Paul VI. sofort in einem Motu proprio angezeigt, dass er sie als ein Organ versteht, das lediglich »Hilfsdienste« leisten und unmittelbar dem Papst unterstehen solle.

Mehr Befugnisse für Synoden

Dieses Motu proprio galt, wie Schüller hervorhob, auch nach Einführung des neuen Kirchenrechts im Jahr 1983 fort. Im Codex Iuris Canonici (CIC) wird darüber hinaus im Kanon 342 festgeschrieben, dass es keine Repräsentanz des Bischofskollegiums gibt und der Papst immer Herr des Verfahrens bleibt. »Kirchenrechtlich ist für die Eigeninitiative der Bischöfe kein Platz«, stellte Schüller klar. »Der Papst kann zwar den Synodalen Entscheidungsgewalt übertragen, aber davon hat noch kein Papst Gebrauch gemacht.«

Der münsterische Kirchenrechtler forderte deswegen, die Bischofssynode zu einer dauerhaften Institution auszu-

bauen, die alle drei Jahre stattfindet, ein Propositionsrecht der Bischofskonferenzen einzuführen, die Synodalen frühzeitig in die Erarbeitung der Themen einzubeziehen, eine Stellungnahme der Synodalen vor der jeweiligen Promulgation der Ergebnisse einzuholen, nur noch Bischöfe und keine Ordensleute mehr als Synodale zuzulassen sowie insgesamt die Entscheidungsbefugnisse der Bischofssynode zu stärken. Bisher aber sei alles wie gehabt von der Kurie vorgegeben.

Einem anderen Aspekt widmete der Kirchenhistoriker Norbert Köster sein besonderes Interesse, nämlich der Frage, inwiefern sich im Verhalten des Papstes während der Familiensynode eine jesuitische Prägung erkennen lässt. Immerhin war Jorge María Bergoglio nämlich über längere Zeit als Provinzial (1973-1979) und als Rektor eines Kollegs mit eigener theologischer Fakultät (1980-1986) für die spirituelle Ausrichtung der Jesuiten in Argentinien mit verantwortlich.

Wie Jesuiten entscheiden

An verschiedenen Dingen ist nach Ansicht Kösters gut erkennbar, dass dem Papst die Grundzüge ignatianischer Spiritualität in Fleisch und Blut übergegangen seien. So sei es für die Jesuiten bis heute fundamental, in jedem Entscheidungsprozess, ob individuell oder gemeinschaftlich, nach dem Willen Gottes zu fragen und diesen in Freiheit anzunehmen. Köster betonte: »Dieser Weg ist für die meisten Christen heute, glaube ich, sehr ungewohnt. Auf der Familiensynode wird Papst Franziskus aber als Jesuit selbstverständlich diesen Weg gehen.«

Um Gottes Willen für eine konkrete Situation zu erfragen, habe Ignatius ein ausgefeiltes Instrumentarium entwickelt: die Exerzitien. Der Entscheidungsprozess muss aber nach Auffassung des Ignatius in jedem Fall in alle Richtungen offen sein. »Im Blick auf die Familiensynode heißt das, dass das Scheitern vieler Lebensbeziehungen heute nicht von vornherein das Ergebnis des Entscheidungsfindungsprozesses in Rom festlegt«, stellte Köster fest.

Doch welche von allen Wahlmöglichkeiten ist für den Ordensgründer

Es dürfe nicht aus dem Blick geraten, dass Jesus die Ehe mit hoher Wertschätzung betrachtet habe, wobei es ihm um ein gerechtes Verhältnis von Mann und Frau und die soziale Verantwortung gegangen sei.

Ignatius die richtige? Antwort: Die Entscheidung, die ein »Mehr«, ein »magis«, gegenüber den anderen Wahlmöglichkeiten bedeutet, vor allem ein Mehr an Frucht und ein Mehr an Einfachheit beziehungsweise Armut, und diejenige Entscheidung, die damit den größeren Trost bringt. Daraus zog Köster Rückschlüsse auf die Kriterien, auf die Papst Franziskus die Wert lege: Welche Entscheidung der Synode wird größeren Trost bringen? Welche die größere Frucht? Und welche Entscheidung entspricht dem Geist der Armut und Demut?

Ein weiterer Gesichtspunkt kommt hinzu: Weil die Menschen sich mit der Ergebnisoffenheit schwer tun, stellt Ignatius ihnen bei den Exerzitien einen »erfahrenen Begleiter an die Seite, der die einzelnen Stimmungen sehr gut unterscheiden kann und dabei hilft, die richtige Entscheidung zu treffen.« Vor diesem Hintergrund ist die Rolle zu verstehen, die der Jesuit Jorge María Bergoglio als Papst Franziskus auf der Synode einnehmen wird», sagte Köster voraus.

»Der Papst wird sich zunächst einmal in der Rolle des kritischen Entscheidungsbegleiters sehen. Er wird anmahnen, dass eine Lösung herauskommt, bei der spürbar ist, was Ignatius den Trost nennt.« Allerdings werde sich darin seine Rolle nicht erschöpfen können, denn letztlich müsse er als

Papst entscheiden, so Köster. Da aber gelte bei den Jesuiten das Prinzip: Letztlich entscheidet der Ordensgeneral. »Hier stehen wir an einem Punkt, der die Bischofssynode von den demokratischen Prozessen, die wir gewohnt sind, sehr deutlich unterscheidet«, urteilte Köster. »Am Ende kann der Papst sagen: Das Ergebnis setze ich nicht um. Je nachdem, wie die Synode beschließen wird, werden wir vielleicht am Ende sogar sagen: Gott sei Dank.«

Drohende Spaltung

Die Leiterin des Ökumenischen Instituts an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster, Dorothea Sattler, verwies dagegen auf die großen weltweiten Spannungen in den sexualethischen Themenbereichen. »Eine Spaltung der Konfessionen droht oder ist bereits vollzogen«, mahnte die Ökumene-Expertin.

Normative Quelle für die kirchliche Positionierung in der Sexualethik sei auch in der katholischen Kirche die Bibel. Als Mann und Frau sei der Mensch im Alten Testament Bild Gottes und Abbild seines Wesens, und die Ehe sei das biblische Bild für den Bund Gottes mit Israel und seiner Kirche. »Die Frage ist: Ist das sakramentale Bild von der Ehe lebbar?«, fragte Sattler. »Und kann eine zerstörte Ehe ein Bild für Gottes Bundestreue sein?« Auf jeden Fall dürfe nicht aus dem Blick geraten, dass Jesus die Ehe mit hoher Wertschätzung betrachtet habe, wobei es ihm um ein gerechtes Verhältnis von Mann und Frau gegangen sei. Im Mittelpunkt stehe dabei für ihn die soziale Verantwortung. Dorothea Sattler wertete die Deutung der gelebten Wirklichkeit in menschlichen Beziehungen, also die Realitätsnähe, als besonders wichtig.

»Vorurteile verbieten sich da. Stattdessen geht es um das Hören auf die einzelnen Biografien«, erläuterte die Theologieprofessorin. »Letztlich muss das Gespräch auch nach der Familiensynode ergebnisoffen fortgesetzt werden.« Dabei müsse man auch das Scheitern und die Schuld in zerbrochenen Beziehungen und besonderen Lebenssituationen bedenken, forderte Sattler.

Gard Felder

Kriterien des jesuitischen Papstes: Welche Entscheidung wird größeren Trost bringen? Welche die größere Frucht?

Die Frage ist: Ist das sakramentale Bild von der Ehe lebbar? Und kann eine zerstörte Ehe ein Bild für Gottes Bundestreue sein?

Prof. Dr. Dorothea Sattler



Der Papst wird sich als kritischer Entscheidungsbegleiter sehen. Er wird anmahnen, dass eine Lösung herauskommt, bei der spürbar ist, was Ignatius Trost nennt.

Dr. Norbert Köster

STICHWORT GRADUALITÄT

Ein Begriff, der bei der Familiensynode eine Schlüsselrolle spielen könnte, ist die »Gradualität«. Julia Knop, Dogmatikerin an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Münster, machte klar, dass der Begriff schon im Zweiten Vatikanischen Konzil aufge taucht sei. Dort diene er dazu, auch andere Religionen und Kirchen als dem Grad nach unterschiedliche »Mittel des Heils« zu würdigen.

In seiner auf Bitte von Papst Franziskus gehaltenen Rede vor dem Kardinalskonsistorium im Februar 2014 bezog der deutsche Kurienkardinal Walter Kasper den Begriff ausdrücklich auf Ehe und Familie. »Er ist vielversprechend und dogmatisch weiterführend, auch wenn er den einen als überfällig, anderen aber als skandalös oder sentimental erscheinen mag«, urteilte Knop.

Das Prinzip der Gradualität diene der Beschreibung und Einordnung unterschiedlicher Formen von Partnerschaft und Familie, wobei die sakramentale Ehe als Leitbild und Verheißung gläubiger Existenz entfaltet werde. Daraus folgt: »Man nimmt die ganze Bandbreite von Familienformen und Partnerschaften in wertschätzender Weise wahr«, erläuterte Knop. »Paare, die ohne Trauschein oder in einer Zivilehe in Liebe verbunden sind, unterschieden sich dem Grade, aber nicht dem Wesen nach von sakramentalen Ehen.«

In dieser Sicht Sorge das Ehesakrament weder für eine höhere Bestandsgarantie einer Partnerschaft noch für mehr oder besser erzogene Kinder. Den Unterschied einer sakramentalen Ehe zu einer anderen Partnerschaft mache aber letztlich aus, ob ein Paar in seiner Liebe den Widerschein des Bundes mit Gott zu erkennen vermag und ja dazu sagen will. Das Konzept der Gradualität nehme den Prozess in den Blick, den ein Paar durchläuft, und betrachte das Sakrament als Ziel- und Leitbild sowie die christliche Ehe als eschatologische Lebensform und prophetisches Zeichen.

Letztlich sei der Ritus der Eheschließung auf die freie Zustimmung des Menschen angewiesen, auch wenn dieser Beitrag des Menschen kein Ersatz für Gottes Heilshandeln und seine Zuwendung sei. »Selbstverständlich kann ein solches Sakrament auch scheitern«, hob Knop mit Nachdruck hervor. »Deswegen braucht nicht nur der Einzelne, sondern auch die Kirche Wege, um neu anfangen zu können.«

fd

